

## MOMENTUM 2021 Arbeit:

„Hinter jeder erfolgreichen Frau steht ein starker Mann,  
der ihr den Rücken freihält“

**Theresa Hager\*\*+, Anna Hornykewycz<sup>+</sup>, Mila Jonjic\*\*<sup>∞</sup>, Laura Porak<sup>+</sup>, Johanna Rath<sup>+</sup>**

\* präsentierende Autorinnen

<sup>+</sup> Institut für die Gesamtanalyse der Wirtschaft (ICAE), Johannes Kepler Universität Linz

<sup>∞</sup> Karl Franzens Universität Graz

Diese Arbeit wurde vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) unter dem Grant-Nummer ZK60-G27 unterstützt.

*„Unsterblichkeit ist ein Währen und Dauern in der Zeit, ein todloses Leben, wie es griechischer Auffassung nach der Natur und den olympischen Göttern zu eigen war. In dieses immerwährende Leben der Natur und unter den Himmel der tod- und alterslosen Götter wurden die sterblichen Menschen geboren, das einzig Vergängliche in einem unvergänglichen Kosmos.“*

*(Arendt 1960/1998: 28)*

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Motivation.....	1
2. Literaturüberblick.....	2
4. Das Gedankenexperiment.....	7
5. Analyse.....	12
5.1. Das Counterfactual.....	13
5.2. Fragebogen .....	17
6. Conclusio.....	18
7. Literatur.....	20

# 1. Einleitung und Motivation

Care-Arbeit oder auch reproduktive Arbeit bildet die Grundlage für jedes gesellschaftliche Zusammenleben; ohne die Sorge um oder die Fürsorge für andere, wäre dieses Zusammenleben nicht möglich. Ungeachtet dessen, wurde und wird die gesellschaftliche Bedeutung der reproduktiven Arbeit (Stichwort: Systemrelevanz) für Wirtschaft und Gesellschaft systematisch unterschätzt oder ignoriert. Die Corona-Krise hat zwar vorübergehend die Relevanz der reproduktiven Arbeit wieder in den Fokus der öffentlichen Diskussion gerückt, doch tatsächliche Reformen für die Umsetzung der geforderten Lohnerhöhungen und/oder Anerkennung bleiben aus. Die systematische Unterschätzung und nicht Berücksichtigung von reproduktiver Arbeit in Wirtschaft und Gesellschaft lassen sich auf die Theorien der klassischen Nationalökonomien zurückführen; grundlegend hierfür sind die Werke Adam Smiths (1723-1790). Smith (1776) unterschied zwischen „produktiver“ und „unproduktiver Arbeit“, wobei er nur jene Tätigkeiten als „produktiv“ bezeichnete, die am Markt monetär umgesetzt werden können und im öffentlich-rechtlichen Rahmen geschehen; diese ausschließlich erwerblichen, marktorientierten Tätigkeiten wurden überwiegend von Männern geleistet. Reproduktive Tätigkeiten, die weitgehend von Frauen übernommen wurden, sind explizit davon ausgenommen (siehe Biesecker und Hofmeister 2010). Die Rolle von reproduktiver Arbeit, oder Care-Arbeit, wurde damit in den privaten Raum gedrängt und war für wirtschaftstheoretische Überlegungen folglich nicht mehr relevant. Dieses Verständnis von Ökonomie prägt noch heute ganz wesentlich unser Bild von Gesellschaft.

Der Diskurs über gesellschaftliche Arbeitsteilung wurde lange von Männern geführt und auch durch sie geprägt – er legt einen Fokus auf den Mann und das Männliche. Im Zuge der Industrialisierung im 18. Jahrhundert entwickelte sich eine strikte Trennung zwischen der öffentlichen Sphäre der Erwerbsarbeit und der privaten Sphäre der Familie. Dabei wurde Männern der Bereich der bezahlten Erwerbsarbeit zugewiesen, Frauen der Bereich der Familienarbeit. Legitimiert wurde diese Arbeitsteilung, indem Frauen und Männern bestimmte vermeintlich „natürliche“ Eigenschaften zugeschrieben wurden. Frauen wurden Eigenschaften wie „Emotionalität“ und „Fürsorglichkeit“ unterstellt, aufgrund derer sie sich besonders gut für die private Sphäre eignen. Männern hingegen wurden Eigenschaften wie Rationalität, Strebsamkeit, Durchsetzungsvermögen etc. zugesprochen (siehe Maier 1993). Obgleich heutzutage die strikte Trennung zwischen männlicher Erwerbsarbeit und weiblicher Familienarbeit nicht mehr existiert, übernehmen dennoch Frauen mehrheitlich die Familienarbeit. Auch ist heutzutage die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bislang noch immer ein Thema das hauptsächlich Frauen beschäftigt. Die Vorstellung Frauen seien naturgemäß „besser“ für reproduktive Arbeit geeignet ist noch immer stark im Bewusstsein der Gesellschaft verankert. Darüber hinaus wird weiterhin unbezahlte reproduktive Arbeit (Haus- und Sorgearbeit), Erwerbsarbeit tendenziell untergeordnet. Bezahlte Care-Arbeit hingegen wird gesellschaftlich weniger anerkannt als marktorientierte „produktive“ Arbeit (siehe Madörin 2010).

Ziel dieses Beitrags ist es, der Frage nachzugehen, warum Frauen und Care-Tätigkeiten sowohl gesellschaftlich als auch theoretisch (vgl. die Nationalökonomie von Adam Smith) als selbstverständlich und von geringem Wert erachtet werden (vgl. Federici, 2003). Entspringt die Entwertung der Care-Tätigkeit einer männlich geprägten Sichtweise, die dazu geführt hat, dass Tätigkeiten, die realhistorisch verstärkt von Frauen übernommen wurden, als unwesentlich erachtet werden (vgl. Gubitzer 2011, Gubitzer & Mader 2012, Mader & Schultheiss 2011), oder ist die Aufteilung in öffentliche Erwerbsarbeit und private Care-Tätigkeit bereits Ausdruck der Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern (Federici, 2003)? Werden Tätigkeiten in einer arbeitsteiligen Gesellschaft anhand ihrer Öffentlichkeit und Beständigkeit bewertet oder lässt sich die gesellschaftliche Bewertung auf die Zuschreibung der Tätigkeiten als „typisch weiblich“ zurückführen (vgl. Devaluationsthese)? Um die Genese der Geschlechterdiskriminierung sowie Alternativen neu zu überdenken, stellt dieser Beitrag die Frage nach dem Zusammenhang von Wert und Wertigkeit bestimmter Tätigkeiten und der gesellschaftlich-normativen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Diese Frage wird zunächst theoretisch-argumentativ anhand eines philosophischen Gedankenexperiments erörtert: Kann klassische Nationalökonomie auch umgekehrt gedacht werden? Das Gedankenexperiment geht von einer weiblich dominierten Geschichtsschreibung, Rechtsprechung und Wissenschaft und damit einer historisch-matriarchalen Gesellschaft aus: Dabei werden gedanklich die Resultate der Entwicklungen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, sowie zwischen privater und öffentlicher Sphäre im Verlauf der matriarchalen Geschichte verfolgt. Reproduktion findet nun im Öffentlichen statt, Care-Tätigkeiten werden angemessen bewertet und sozial anerkannt. Die Sphäre der Produktion von Gütern (und Dienstleistungen) wird ins Private verlagert und sozial geringgeschätzt. Den theoretischen Rahmen hierzu bildet die bestehende Literatur zu Care-Ökonomie sowie zur Wertigkeit von Tätigkeiten (z.B. Arendt 1960/1998). In einem zweiten Schritt werden die Schwerpunkte reflektiert, die in der dem Gedankenexperiment vorangegangenen Diskussion zwischen den Autorinnen zentral waren. So sollen gedankliche Grenzen und gesellschaftlich-reproduzierte soziale Normen aufgedeckt werden, um die eingangs gestellte Forschungsfrage beantworten zu können. Danach wird ein Fragebogen-Design skizziert, dessen Inhalt der weiteren Analyse, der sich ergebenden Einsichten dienen soll. Im Anschluss daran wird eine vorläufige Schlussfolgerung gezogen.

## **2. Literaturüberblick**

Der Diskurs über gesellschaftliche Arbeitsteilung wurde nicht nur lange von Männern geführt, sondern auch durch sie geprägt – er legt einen Fokus auf den Mann und das Männliche. Auch die Ökonomie ist von solchen Ansätzen geprägt, beginnend mit klassischen Nationalökonomien wie Adam Smith (1723-1790), in dessen Wirtschaftstheorie nur jene Tätigkeiten, die „produktiv“ sind als Arbeit definiert werden. Somit werden diese Tätigkeiten in den öffentlich-rechtlichen Rahmen gerückt.

Mit produktiven Tätigkeiten ist bei den klassischen Nationalökonominnen ausschließlich erwerbliche, marktkoordinierte Arbeit gemeint, die Fülle weiblicher, sorgender, „reproduktiver“ Arbeit ist explizit davon ausgenommen. Anzumerken ist, dass Adam Smith zumindest noch die reproduktiven Aktivitäten von Frauen berücksichtigte. Für Smith erlernen Marktakteure in der Familie jene Eigenschaften, wie beispielsweise Moral, die für ein Funktionieren des Austauschprozesses am Markt unabdingbar sind. Bei David Ricardo (1772-1823) werden reproduktive Tätigkeiten nicht mehr erwähnt. Aber auch bei Marx (1818-1883), der die Notwendigkeit der Arbeiter zur Reproduktion erwähnt, gelten weibliche reproduktive Tätigkeiten nicht als Arbeit und werden, wie bei seinen Vorgängern, unhinterfragt vorausgesetzt (siehe Biesecker und Hofmeister 2010).

In der neoklassischen Ökonomie, welche sich zum heute herrschenden Paradigma entwickelte, spielen reproduktive Tätigkeiten, die bei Smith noch durchscheinen, keine Rolle mehr. Ins Zentrum tritt der scheinbar geschlechtslose *homo oeconomicus*, der als ein rational handelndes, eigennütziges und nutzenmaximierendes Individuum, das nicht auf soziale Bindungen angewiesen ist, beschrieben wird. Werte wie Moral spielen in der Neoklassik keine Rolle, da der *homo oeconomicus* nur die Ethik des Nutzenmaximierens kennt (siehe Biesecker und Hofmeister 2010). Die Neoklassik abstrahiert mit ihren Modell-Annahmen von Faktoren wie Macht, Normen, Werte, Interessen oder Interdependenzen. So werden Handlungen der gesellschaftlichen Zwängen ausgesetzten Akteure als freiwillige, ihrer jeweiligen subjektiven Nutzenfunktion entsprechende gedeutet. Arbeitslosigkeit etwa wird ebenso Freiwilligkeit unterstellt wie dem Verzicht von Frauen auf Erwerbstätigkeit zugunsten unbezahlter Reproduktionsarbeit (siehe Michalitsch 2002). Damit werden implizit bestehende Herrschaftsverhältnisse, wie etwa die Hierarchie der Geschlechter, legitimiert. Ferber und Nelson (2009) merken an, dass die androzentrische Struktur ökonomischen Denkens, Modelle hervorbringt, die „männlich“ mit „menschlich“ gleichsetzen (Ferber/Nelson 1993b: 4ff). Die dem *homo oeconomicus* zugeschriebenen Eigenschaften wie „egoistisch“, „rational“, „autonom“, und „objektiv“ werden, landläufig als „männlich“ assoziiert und in der Ökonomik als positiv angesehen. Im Gegensatz wird mit „weiblich“ eher „altruistisch“, „emotional“, „affirmativ“, „an andere gebunden“ assoziiert, was als unökonomisch angesehen wird (siehe Maier 1993). Frauen werden im Gegensatz zu Männern primär jenseits des Marktes im Privatbereich verortet, sie erbringen weltweit den größten Teil unbezahlter Reproduktionsarbeit (siehe Rauschenbach 2012, Madörin 2010). Diese „Arbeit für andere“ ist weniger mit Eigeninteresse und individueller Nutzenmaximierung als mit der Sorge um andere und Empathie verbunden (siehe, Michalitsch 2002, Folbre 1995). Derartige Bias haben realpolitische Konsequenzen: Elson (1993) zeigt etwa, welchen Einfluss dieser „männliche Bias“ auf die theoretischen Konzepte der Entwicklungsökonomie hat.

Der männliche Bias beschränkt sich jedoch nicht auf das im *homo oeconomicus* suggerierten Menschenbild, sondern erstreckt sich auch auf andere zentrale Begriffe der neoklassischen Ökonomie, wie beispielsweise Wohlfahrt, Effizienz, Knappheit und Konkurrenz. Maier (1993) kritisiert die neoklassische Definition des Begriffs der Effizienzsteigerung: der Begriff „ökonomische Effizienz“ ist keine neutrale, technische Formel – er ist eingebettet in das herrschende kapitalistische und patriarchale System und bedarf insofern einer

kritischen Reflexion mit Bezug auf Geschlechterverhältnisse. Wohlfahrt sollte nach Maier (ebd.) nicht nur in der Kategorie einer vermehrten Hervorbringung von Gütern und Dienstleistungen im Markt gemessen werden. Eine zwischen den Geschlechtern gleiche Verteilung von Gütern, Dienstleistungen und Einkommen sowie die Vermeidung negativer Effekte des industriellen Wachstumsmodells auf die Lebenschancen in der Welt sollten laut Maier (ebd.) heute ebenfalls Kriterien für Effizienz darstellen.

Madörin (2010) zeigt, dass es aufgrund der Besonderheiten der Care Ökonomie (Subjekt-Subjekt-Beziehung) schwierig ist, den Begriff der Effizienz, so wie er in der Neoklassik, verstanden wird, auf den Bereich der Care-Arbeit zu übertragen. Nach Madörin (2010) geht die Neoklassik davon aus, dass die Güter und Dienstleistungen die am Markt erhältlich sind, fertige Produkte mit eindeutigen Eigenschaften sind. Der Anbieter produziert das Produkt (auf die Dauer) nur, wenn er mit dem Verkauf die Produktionskosten decken und (wenn möglich) einen Gewinn erzielen kann. Er wird versuchen, möglichst effizient, d.h. kostenminimierend zu produzieren und dazu in entsprechende Techniken investieren. Der Konsument/die Konsumentin will ein möglichst gutes Produkt zu einem möglichst günstigen Preis. Der Markt, so die Neoklassik, vermittelt nicht nur zwischen anonymen Produzent\*innen und Konsument\*innen, sondern auch zwischen einem optimalen Verhältnis zwischen Kosten und Ertrag (Effizienz) für die Unternehmer\*innen/Produzent\*innen und einem optimalen Verhältnis zwischen Preis des Produktes und Nutzen (Effektivität) für die Konsument\*innen. Das Konzept des „freien Marktes“ soll einerseits zwischen frei entscheidenden, voneinander isolierten Individuen vermitteln und führt andererseits zu technisch und ökonomisch optimierter Produktion von Gütern. Über den Markt werden also in der neoklassischen Theorie die Fragen der Effizienz und Effektivität miteinander verknüpft; sie sind beide Teil der Preisbildung. Im Bereich der Care-Ökonomie ist dieser Austauschprozess wesentlich komplizierter. Effizienz und Effektivität müssen zB in der Behandlung von Kranken unterschieden werden. Hinzu kommt eine zeitliche Dimension: wie konstituiert sich der Zeitpunkt, ab wann die Wirkung und Behandlung überhaupt beurteilt oder gemessen werden soll; und wer beurteilt den Nutzen der Patient\*innen.

Während große Einigkeit darüber besteht, dass die vorrangig von Männern geprägte Sichtweise auf Gesellschaft und Ökonomie einen maßgeblichen Einfluss darauf haben, wie Ökonomie heute verstanden und gelebt wird, scheint es schwieriger zu sein, zu eruieren, worin der Ursprung der Abwertung von reproduktiven Tätigkeiten liegt – insbesondere nachdem der Großteil der in unserer Gesellschaft ausgeführten Tätigkeiten reproduktiv sind und es – wie der Name schon sagt (und im Gegensatz zu produktiven Tätigkeiten) – unbestreitbar ist, dass diese Tätigkeiten für den Erhalt der Gesellschaft notwendig sind (siehe Mader & Schultheiss 2011, Gubitzer 2011a).

Da die Frage danach, ob Tätigkeiten, die von Frauen ausgeführt werden, deshalb als “nieder” erachtet werden, weil sie von Frauen verübt werden oder umgekehrt von Frauen verübt werden, weil sie als “nieder” erachtet werden im Zentrum des vorliegenden Artikels steht, ist es sinnvoll, sich zunächst damit auseinanderzusetzen, wo die Grenzen zwischen Öffentlichkeit (tendenziell „männliche“ Tätigkeiten) und

Privatheit (tendenziell „weibliche“ Tätigkeiten) auf der einen Seite und zwischen produktiver und reproduktiver Tätigkeit andererseits, verortet werden.

Hausen & Wunder (1992) definieren Öffentlichkeitstheorie als ursprünglich “nichts anderes [...] als eine Verständigung männlicher Bürger über ihre Lebenssituation und eine aus ihrer Sicht vorgenommene Weltinterpretation” (ebd. S. 15) – dieser Prozess führt zu einer Verdrängung der Frau ins Private (siehe Wischermann 2020). In Hausen (2003) wird zusätzlich anhand einer historischen Abhandlung gezeigt, dass es im Laufe der Industrialisierung immer wieder zu Fällen gekommen ist, in denen Tätigkeiten, die zuerst von Frauen ausgeführt wurden von Männern übernommen wurden – was in der Gesellschaft als Männer- und Frauenaufgabe erachtet wird, ist also einem Wandel unterworfen. Dies spricht dagegen, dass Aufgaben *per se* als “nieder” erachtet werden. Vielmehr, argumentiert Hausen, ist es so, dass Aufgaben aufgewertet werden, sobald sie von Männern ausgeführt werden. Dies geschieht durch einen Mechanismus männlicher Dominanz, die in jeder Neuordnung wieder einen Weg findet, sich zu legitimieren. Mies (1988) argumentiert ähnlich, dass Tätigkeiten, die von Frauen ausgeführt werden durch die Geschichte hindurch nicht als Arbeit erachtet werden, sondern als natürliche Notwendigkeit – was letztendlich zu ihrer Herabwertung führt.

Ausgehend von dieser (Miss-)interpretation von Arbeit als rein kapitalistische Tätigkeit beginnt Hannah Arendt (1960) ihre Analyse der *Vita Activa* mit der grundsätzlichen Unterscheidung von menschlichen Tätigkeiten in Arbeiten, Herstellen und Handeln. Im Gegensatz zum heutigen Verständnis von Arbeit, beschreibt Arendt mit diesem Begriff die Versorgung und Reproduktion der/des Einzelne\*n sowie der Gesellschaft als Ganzes und rückt damit die Care-Arbeit ins Zentrum. Die Tätigkeit des Arbeitens wird als Grundvoraussetzung menschlicher Existenz beschrieben, und gleichzeitig zur immer wiederkehrenden Verpflichtung: In der Polis der griechischen Antike basiert die Freiheit der politischen Teilhabe und Gestaltungsmöglichkeit darauf, sich von notwendigen Arbeiten zu befreien. Während also Sklaven und Frauen für die Aufrechterhaltung der Grundbedürfnisse menschlichen Lebens im Privaten verantwortlich waren, war es den Männern vorenthalten sich im öffentlichen Raum zu beteiligen. Im Politischen lag die Ausgestaltung der Organisationsform für das Zusammenleben der Menschen und damit verbunden auch die Ausgestaltung der Machtverhältnisse innerhalb einer Gesellschaft. Gleichzeitig argumentiert Hannah Arendt, dass die Art der Tätigkeiten die im Öffentlichen stattfinden, den öffentlichen Raum prägen. Es ist also keinesfalls gleichgültig, wo welche Arten von Tätigkeiten verrichtet werden; vielmehr hat der Ort der Durchführung Auswirkungen auf die Tätigkeit selbst sowie auf die Ausgestaltung des Zusammenlebens. Das Öffentliche allerdings ist immer geprägt von gegenseitiger Reflexion, von Sichtbarkeit und damit von Anerkennung. Der Ort, an dem eine Tätigkeit stattfindet, ist also weder rein historisch geprägt noch rein zufällig, sondern basiert auf der politischen Bedeutung sowie der den Tätigkeiten inhärenten Eigenschaften. Das, was heute als Care-Ökonomie bezeichnet wird, ist dabei durch das ständige Wiederkehren ohne klaren Anfang oder Ende und ohne dass sich das Ergebnis der Tätigkeit in der Welt materialisiert gekennzeichnet (Arendt, 1960).



Diese Flüchtigkeit der Care-Tätigkeit ist ein Aspekt für die Verlagerung ins Private und die damit einhergehende Geringschätzung der Care-Arbeit.

Die fehlende gesellschaftliche Anerkennung der Care-Arbeit trägt zur Verfestigung der bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse bei: dem Sozialphilosophen Axel Honneth (2003) zufolge ist Anerkennung die Grundlage für ein intaktes Selbstverhältnis bzw. für eine positive Einstellung zum Selbst. Erst wenn das Bedürfnis nach Anerkennung erfüllt ist, kann die Selbstverwirklichung, die er als Erfüllung von selbst gewählten Lebenszielen beschreibt, erreicht werden. Demgegenüber führt eine Missachtung des Bedürfnisses nach Anerkennung zu einem Kampf um das 'knappe Gut' und damit zur systematischen Untergrabung des Selbstverhältnisses der betroffenen Individuen, die die Identität einer ganzen Person zum Einsturz bringen kann (Honneth 1994).

Anerkennung findet Honneth zufolge in unterschiedlichen Anerkennungssphären statt. Anerkennungssphären sind „Formen sozial etablierter Interaktionsbeziehungen, die insofern einen normativen Gehalt besitzen, als sie in unterschiedlichen Prinzipien der reziproken Anerkennung verankert sind“ (Honneth 2003: 173). Anerkennung findet also notwendigerweise in (zwischen-) menschlichen Beziehungen statt. Honneth unterscheidet in die Sphäre der Liebe (i.e. Primärbeziehungen; Partnerschaften, Familie, Freundschaften), des Rechts und der sozialen Wertschätzung (i.e. der gesellschaftlichen Anerkennung). Parallel dazu beschreibt er jeweils 'sphären-spezifische' Formen der Missachtung. Die unterschiedlichen Sphären der Anerkennung bauen aufeinander auf (Liebe - Recht - soziale Wertschätzung), sind aber auch miteinander verwoben: So wirkt sich beispielsweise die fehlende rechtliche Anerkennung eines Individuums auch auf die Sphäre der Liebe aus.

Das Anliegen des Gedankenexperiments bezieht sich vordergründig auf die Sphäre der sozialen Wertschätzung, „die es ihnen [den Individuen] erlaubt, sich auf ihre konkreten Eigenschaften und Fähigkeiten positiv zu beziehen“ (Honneth 1994: 196). Dabei hebt Honneth hervor, dass ein intersubjektiver Wertehorizont Voraussetzung funktionierender sozialer Wertschätzung ist. Das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft gibt den symbolischen Orientierungsrahmen vor, in dem Individuen ihre soziale Anerkennung orientieren. In der modernen Gesellschaft herrscht das Leistungsprinzip, das ideologischen Charakter besitzt, „denn was in welchem Maße als Leistung [...] zählt, wird vor dem Hintergrund eines Wertmaßstabes definiert, dessen normativer Bezugspunkt die wirtschaftliche Tätigkeit des ökonomisch unabhängigen, männlichen Bürgertums bildet“ (Honneth 2003: 166).

Die Wertigkeit bestimmter Tätigkeiten und somit die soziale Wertschätzung, die diese Tätigkeiten erfahren, ist also keineswegs natürlich, sondern wird von der vorherrschenden Ideologie bestimmt. Dementsprechend ist die Anerkennung, die mit bestimmten Tätigkeiten einhergeht, Ergebnis eines historischen Prozesses und ständigen sozialen Konflikts um vorherrschende Deutungsmuster. Heute legitimiert die einseitige, ideologische Strukturierung, die im Leistungsprinzip impliziert ist, sozio-ökonomische Ungleichheit. Letztlich zeigt die Arbeit von Axel Honneth, dass Macht- und

Herrschaftsverhältnisse nicht ausschließlich über Faktoren, wie ökonomische Macht, sondern auch “weiche” Faktoren, wie Anerkennung, bestimmt und reproduziert werden.

## 4. Das Gedankenexperiment

Im Folgenden, wird der Versuch unternommen, eine alternative Realität zu zeichnen, die von einer matriarchal geprägten Geschichtsschreibung, Rechtsprechung und Wissenschaft und damit einer historisch-matriarchalen Gesellschaft ausgeht. Dabei wird die Position eines/einer Männeraktivist\*in eingegangen, der ähnlich feministisch inspirierten Schriften und Arbeiten, den Umstand der Diskriminierung des Mannes beschreibt:

### Die Diskriminierung des Mannes

Matriachale Strukturen waren seit jeher in der Geschichte der Menschheit präsent. Die Aufklärung aber erst gab den Ausschlag dazu Frauen systematisch mehr Macht als Männern zuzugestehen und ihrer Lebensrealität mehr Gewicht zu geben. Die Leitlinien der Aufklärung stellten das Prinzip des emotionalen Denkens und des Kollektivs in den Mittelpunkt. Damit wurden Prinzipien Aristoteles, die die Vergänglichkeit von Tätigkeiten als Maßstab ihrer Wertigkeit erhoben, effektiv umgesetzt. Sie hatte die Vorstellung, dass das Göttliche im Hier und Jetzt verankert sei und deswegen Tätigkeiten umso wertvoller seien, je weniger sie überdauern und bleiben – je vergänglicher, desto wertvoller. Die Arbeitsteilung, die in vorcuraristischen Zeiten<sup>1</sup> vorherrschte und tendenziell noch wenig diskriminierend wirkte, war bestimmt von der Frau, die den Haushalt führte und dem Mann, der extern für die Beschaffung der Lebensgrundlagen zuständig war. Mit der Aufklärung wurde nun die Lebensrealität der Frau zur Maxime erhoben. Dieser Umstand fügte sich auch nahtlos in die matriarchal geprägte Erbfolge, da nur die Mutter als eindeutig zugehöriger Elternteil identifiziert werden konnte. Die Fähigkeit der Frauen, Leben zu gebären und somit dem Vergänglichsten per se – menschlichen Emotionen und Ausdruckweisen – die Möglichkeit zur Entfaltung zu geben, und die neue Priorisierung durch die Aufklärung sicherten ihr eine Vorherrschaft in der Gesellschaft.

Geschichtsschreiberinnen datieren den Beginn des Curarismus kurz nach dem Auftreten der Aufklärung. Eine bisher ungesehene Umwälzung der Gesellschaft trug sich zu, die eine Trennung des Lebens in öffentlich und privat vorsah. Im Öffentlichen sollten nunmehr allein solche Tätigkeiten stehen, die dem Fortbestand des Kollektivs durch Sorge und Fürsorge (ergo Curarismus) dienen. Dazu gehörte vor allem, was gemeinhin als Reproduktions- und Care-Arbeit bezeichnet wird und auch heute noch im Mittelpunkt der öffentlichen Sphäre steht. Das Private fokussierte auf die Produktion haltbarer, jedoch lebenswichtiger

---

<sup>1</sup> Der matriarchal geprägte Curarismus rückt – wie der Name verheißt – die Sorge und Fürsorge (*lat. cura*) ins Zentrum der Gesellschaft.

Güter und unterlag und unterliegt einer Logik, die geprägt ist von rationalem Denken, sowie rationalen Entscheidungen und auf einen durch Tauschbeziehungen realisierten Gewinn abzielt. Im Zentrum steht also das Kapital. Obwohl eine profitmaximierende Logik vorherrscht, wird das Akkumulationspotential selten realisiert, da es schlicht im Privaten stattfindet. Damit wurde die Lebensrealität des Mannes – in vorcurarivistischen Zeiten gleichbedeutend wie die der Frau – ins Private gedrängt und fristet seither ungerechterweise ein Schattendasein. Die Wichtigkeit der kapitalistischen Strukturen für das Überleben der Gesellschaft wird selten anerkannt. Diese fehlende Anerkennung und somit Legitimierung kapitalistischer Praktiken führt zur Isolation der Individuen, die hauptsächlich im Privaten tätig sind. Politik, wie bereits von Aristotela beschrieben, findet in der öffentlichen Sphäre statt und begünstigt seit jeher die Teilnahme der Frau. Schon in der Antike, war es vor allem Frauen möglich an der Polis teilzuhaben. Männer, die mit den essenziellen Produktionsaufgaben betraut und damit voll ausgelastet waren, hatten keinen Zugang zur Polis.

Eine der wichtigsten Gründerinnenfiguren moderner Ökonomik war Adama Smith. Sie trug maßgeblich zur Trennung des gesellschaftlichen Lebens in öffentliche und private Sphäre bei, indem sie die gemeinschaftliche Organisation der Arbeit beschrieb und so dem Curarismus Ausdruck verlieh:

“Die Wirkungen der **gemeinschaftlichen Organisation der Arbeit** in der allgemeinen Beschäftigung der Gesellschaft lassen sich leichter verstehen, wenn man beachtet, in welcher Weise jene gemeinschaftliche Organisation in einzelnen Bereichen wirkt. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie in gewissen, sehr unbedeutenden Aufgaben am weitesten getrieben sei.

Nehmen wir zum Beispiel eine sehr unbedeutende Aufgabe, bei welcher man jedoch sehr oft von der gemeinschaftlichen Organisation der Arbeit Notiz genommen hat; nämlich die Aufgabe der **Küchenverwaltung**. Eine Person, die für diese Tätigkeit (woraus die Teilung der Arbeit eine eigene Aufgabe gemacht hat) nicht angelehrt wäre, die mit dem Gebrauch der dazu verwendeten Maschinen (zu deren Erfindung wahrscheinlich ebendieselbe Teilung der Arbeit Gelegenheit gegeben hat) nicht vertraut wäre, könnte vielleicht mit dem äußersten Fleiß täglich kaum eine, gewiß aber nicht alle Küchen im Wohnhaus organisieren. In der Tat aber, wie diese Tätigkeit jetzt betrieben wird, ist es nicht nur eine besondere Aufgabe, sondern sie teilt sich in eine Anzahl von Zweigen, [...] .

Eine Person sorgt dafür, dass alles an Geschirr ständig gewaschen, poliert und weggeräumt ist, eine andere hält alle Oberflächen und die Schränke sauber, eine dritte hält die Vorräte an Lebensmitteln und Getränken gefüllt, eine vierte bereitet das Mise-en-place, das der fünften schließlich dazu dient, Mahleiten zuzubereiten.

So ist die wichtige Aufgabe der Küchenorgansiation in mindestens fünf verschiedene Verrichtungen geteilt, die in manchen Wohnhäusern alle von verschiedenen Händen vollbracht werden, während in anderen zuweilen zwei oder drei derselben von einer einzigen Person besorgt werden. Ich habe ein kleines Wohnhaus dieser Art gesehen, wo nur zehn

Personen im Bereich der Küchenorganisation beschäftigt waren und manche daher zwei oder drei verschiedene Verrichtungen zu erlernen hatten. Obgleich nun diese Menschen sehr arm und darum nur leidlich mit den nötigen Mitteln versehen waren, so konnten sie doch, wenn sie sich tüchtig daran hielten, in einem Tag zusammen alle Küchen organisieren. Hätten sie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet und wäre keine Person für diese besondere Tätigkeit angelernt worden, so hätte gewiß keine zwanzig, vielleicht nicht eine Küche täglich organisieren können, d. h. nur einen Bruchteil von dem, was sie jetzt infolge einer **besonderen gemeinschaftlichen Organisation und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen** zu leisten imstande sind. [...]"

Smith stütze sich auf Aristoteles Ideen und der Curarismus, der die Befreiung des Individuums als nur durch das Kollektiv realisierbar sieht, war zentral in ihrem Denken. In ihren Schriften vernachlässigt sie die Beschreibung rationalen Denkens und kapitalistischer Prozesse und ebnet so einer Wissenschaft den Weg, die sich rein auf die Beschreibung curaristischer Strukturen und deren Dynamiken konzentrierte. Wesentlich ist die Rolle des emotionalen Denkens und des Altruismus, der zum Grundsatz in der Ökonomik wird. Rationalität bleibt lediglich als Anhängsel in ihrem Konzept des "rationalen Altruismus" bestehen. Er bildet die Basis der Gesellschaft. Frauen sind froh, wenn die Pflicht erledigt ist und organisieren sich deshalb in möglichst großen Gruppen gemeinschaftlich, um die Arbeitszeit zu verkürzen. Smith:

"Indessen bewirkt die gemeinschaftliche Organisation der Arbeit, soweit sie sich einführen läßt, in jeder Aufgabe eine **verhältnismäßige Verkürzung der zu leistenden Arbeitszeit**.

Die **Trennung der verschiedenen Aufgaben** scheint aus diesem Vorteil entstanden zu sein. Auch geht diese Trennung gewöhnlich in denjenigen Ländern am weitesten, welche sich auf der höchsten Stufe der Zusammenarbeit und des Fortschritts befinden; was in einem rohen Gesellschaftszustand das Werk eines einzigen Menschen ist, pflegt in einem fortgeschrittenen das Werk mehrerer zu sein. In jeder fortgeschrittenen Gesellschaft ist die Haushälterin gewöhnlich nichts als Haushälterin, die Erzieherin nichts als Erzieherin. Selbst diejenige Arbeit, welche zur Erfüllung einer vollständigen Aufgabe nötig ist, wird fast immer unter eine große Anzahl Hände verteilt. Wie viele verschiedene Aufgaben sind nicht mit jedem Zweig der Krankenpflege beschäftigt, von den spezialisierten Ärztinnen an bis zu den 24-Stunden Pflegerinnen oder zu den Putzkräften im Krankenhaus. Die Natur der Kindererziehung dagegen erlaubt nicht so viele Unterabteilungen der Zusammenarbeit oder eine so vollständige Trennung einer Tätigkeit von der anderen. Es ist unmöglich, die Tätigkeit des Stillens von der des Gebärens so völlig zu trennen, wie die Aufgabe der Zahnärztin, von der der Orthopädin gewöhnlich getrennt ist."

Der explizite Bezug auf weibliche Realitäten machte diese sichtbar und gab ihnen dadurch mehr Gewicht. Die Vernachlässigung der Beschreibung männlicher Realitäten mündet in der Unsichtbarkeit und letzten Endes in der Aufteilung in öffentlich/sichtbar/anerkannt und privat/unsichtbar/nicht-anerkannt. Die allgemein gültige Erklärung lautet wie folgt: *Da Reproduktionsarbeit den Erhalt der Gesellschaft und der Umwelt sichert, steht sie im Allgemeininteresse und findet im Öffentlichen statt. Ohne sie wäre eine Gesellschaft nicht überlebensfähig. Darum hat sie einen hohen Stellenwert in der Gesellschaft. Im Gegensatz dazu ist die Produktionsarbeit nur in geringem Maße systemrelevant und verursacht zusätzlich Umweltschäden. Deswegen ist sie weniger anerkannt. Der überwiegende Teil der Reproduktionsarbeit wird dabei von Frauen verrichtet da diese besser dafür geeignet sind. Sie bringen Eigenschaften mit sich, die dem rationalen Altruismus zuträglich sind, wie beispielsweise Empathie, Geduld, Nervenstärke und Gewissenhaftigkeit. Care-Tätigkeiten sind mit hoher Verantwortung verbunden, sind zeitintensiv und unterliegen dem Grundsatz der Qualitätsmaximierung.*

Was bei der gängigen Erklärung und Rechtfertigung gemeinhin missachtet wird, sind die Auswirkungen einer solchen Trennung der Tätigkeiten auf politische Machtverhältnisse. Denn die theoretischen Überlegungen hatten und haben weitreichende gesellschaftliche Auswirkungen: Die Aufklärung veränderte das Denken der Menschen und perpetuierte das neue Dogma des rationalen Altruismus. Solch ein Denken ließ keinen Platz für eigentz-basierte Ideen und führte so zur Aufteilung der Macht auf viele, die jedoch primär durch das Kollektiv wirksam wird. Das Gebären von Kindern, das durch die Schwangerschaft sowie durch den Akt selbst, schon als das altruistisches Verhalten par excellence angesehen werden kann und nur den Frauen zur Verfügung stand, mündete im Volksglauben allein sie sei geeignet, im Kollektiv wirksam Entscheidungen zu treffen. Wie wir heute wissen, führte Adama Smiths Vorstellung, nur Altruismus könne die Macht, der die Einzelne (oder der Einzelne) ausgesetzt ist, bremsen, nicht zur Befreiung des Einzelnen, sondern nur zur Befreiung der Einzelnen. Männer können nach wie vor, durch die Geringachtung ihrer Fähigkeiten, nicht zum Kollektiv beitragen und sind ihm so machtlos ausgeliefert. Natürlich sind im Curarismus alle Frauen gleichwertig; politische Entscheidungen finden im Kollektiv statt, also unter den Frauen der diversen Großfamilien, die wiederum die Gesellschaft bilden. Gibt es zwischen ihnen keine Hierarchie und auch keine unterschiedlichen Grade der sozialen sowie auch persönlichen Anerkennung (die bekanntermaßen im Curarismus zusammenfallen) bzw. wird diese nicht durch die Performance in den entsprechenden Tätigkeiten beeinflusst, so verhält es sich zwischen den Geschlechtern komplett konträr. Männern ist es praktisch unmöglich den Grad an Anerkennung zu erreichen, der Frauen natürlicherweise zusteht. Auch ist es Männern kaum möglich aus ihrer Produktionsarbeit auszubrechen und sich an der gesellschaftlichen Reproduktion zu beteiligen (obwohl wir seit Karla Marx selbstverständlich wissen, dass auch Teile der Produktionsarbeit für die Reproduktion der Gesellschaft wesentlich sind). Reproduktive Tätigkeiten stehen klar über produktiven und es ist dem guten Willen der Frauen einer Großfamilie überlassen, die Leistungen der Männer anzuerkennen und gegebenenfalls durch einen Aufstieg in der Tätigkeitshierarchie zu belohnen. Der Leitsatz "im Rahmen meiner Möglichkeiten" der in der öffentlichen Sphäre zentral ist, spielt im privaten keine Rolle. Auch wenn der private Kapitalismus keiner Akkumulationslogik folgt (alle produzierten Güter gehen in Allgemeingut über), so herrschen hier doch die

Prinzipien des Wettbewerbs, der eine Gleichstellung per definitionem verunmöglicht. So sind Männer nicht nur der Ungleichbehandlung von Frauen, sondern auch einer Ungleichbehandlung unter ihresgleichen ausgesetzt. Im Privaten verschärfen außerdem Machtkämpfe um die für die Produktion benötigten Ressourcen, die sich im privaten Tauschhandel zutragen, die Situation des Mannes – obwohl gemeinhin dem Mann Eigenschaften zugeschrieben werden die mit einem solchen Machtkampf kompatibel sind (zB Ehrgeiz, Egoismus, Rationalität, Objektivität). Diese Machtkämpfe bleiben für die Gesellschaft als Ganzes zwar folgenlos, sie zeigen aber auch, wie kapitalistische Strukturen trotz kollektiver Allokation von Ressourcen und deren Allgemeingut-Charakter perpetuiert werden. Die Fortschreibung solcher Strukturen folgt vermutlich, ähnlich wie der Mechanismus, der die gleichwertige Anerkennung innerhalb der Frauen seit Jahrhunderten regelt, sozialen Normen.

Am deutlichsten zeigt sich das politische Ungleichgewicht zwischen Frau und Mann an den Diskursen innerhalb der Gesellschaft. Die private Produktion ist äußerst selten Gegenstand gesellschaftlicher Debatten, was wiederum die generelle Unsichtbarkeit reflektiert. Reproduktive Tätigkeiten dagegen, werden rege politisch und gesellschaftlich diskutiert und erhalten so ihre Sichtbarkeit. Exemplarisch sei ein Ausschnitt aus einer allgemein anerkannten Zeitung zur Reflexion über “Wirtschaften” und öffentlicher Raum:

“In der Vergangenheit gab es unterschiedliche Formen der wirtschaftlichen Organisation. In unserer modernen Versorgungsökonomie stehen jene Beziehungen, die zur Versorgung und Reproduktion der Menschen dienen, im Vordergrund. Sie schaffen wirtschaftlichen Wert. Folglich sind alle anderen Produktionsprozesse (sowohl Güter als auch Dienstleistungen) an ihrem Wert bzw. Beitrag zur Versorgung der Menschen zu bemessen.

Der fundamentale Wert der Reproduktion zeigt sich an der gesellschaftlichen Allgegenwart. So ist sie etwa nicht mehr aus unserem Stadtbild wegzudenken. Räume, in denen Menschen sich versorgen und versorgt werden, sind gerade aus der Innenstadt nicht mehr wegzudenken. Große Fenster bieten Einblicke und ermöglichen Teilhabe, ohne wirklich dabei zu sein. Durch sie erhascht man einen Blick auf Groß und Klein, Jung und Alt bei der Befriedigung ihrer menschlichsten Bedürfnisse: Sie essen gemeinsam, sitzen beisammen, sprechen miteinander. Diese Zentren sind ein wichtiger Bestandteil einer funktionierenden Gesellschaft, da sie nicht nur der materiellen Grundversorgung dienen, sondern auch das Erkennen von individuellen Bedarfen ermöglichen und Zusammenhalt stiften. Auf diese Weise können alle aufeinander aufpassen.”

Im Stadtbild sowie in medialen Debatten ist Sorgearbeit also fest verankert; doch nicht nur hier. Reflektieren wir noch einmal über den Verlauf der Nationalökonomie und den Autorinnen, die ihre Beiträge leisteten, so sehen wir sofort das Vermächtnis Smiths. Ihr folgten unzählige Ökonominen, die allesamt das Wirken des Curarismus beschrieben, jedoch nur selten auf die Machtdynamiken darin eingingen.

Beispielhaft sei Josepha Schumpetra genannt, die mit ihrem Beitrag zur Innovation und ihrer zentralen Figur der Carerin, weibliche Prinzipien fest schrieb, ohne auf die wesentliche Rolle rationalen Denkens in diesem Prozess einzugehen. Die Carerin stellt mit ihrem Altruismus und ihrer kollektiven Vernetzung sicher, dass curaristische Prozesse vermenschlicht und immer wieder auf die an ihm beteiligten Menschen Bezug genommen wird, indem sie Innovationen des Sozialen anstößt. Solche Innovationen spielen in der Tat eine wichtige Rolle. Fortschritt im Sinne gesellschaftlich relevanter Forschung und guter Bildung für alle ist zentral. Darüber hinaus, aber läuft gesellschaftliches Schaffen auf Erhalt hinaus und nicht auf Wachstum. Darauf fokussierte auch Schumpetra. Doch auch die Wissenschaft und Forschung sowie die Produktion weniger essenzieller komplexer Güter finden in der öffentlichen Sphäre statt und werden von Frauen verrichtet. Und so haben Männer und deren Tätigkeiten auch in Schumpetras Theorie keinen Platz und keine Teilhabe. Ein weiteres Beispiel ist Frieda Augusta von Hayek: sie stellt das einzigartige Potenzial des Kollektiven zur Befriedigung von Bedürfnissen in einem maximal sozialen menschlichen Maße in den Vordergrund und diskreditiert damit jegliche selbstzentrierte, dezentral regulierte Organisationsstruktur – und gleichermaßen das Selbstverständnis des Mannes. In diesem Zusammenhang stehen auch die Schriften Mila Friedmans und Geraldine Beckers. Erstere wahrt die Dominanz des Kollektivs über das Individuum, indem sie den Kollektivismus zur Maxime ausruft und ausschließlich eine kollektivistische Perspektive als wissenschaftlich erachtet. Zweitere rückt durch ihre absolutistisch anmutende Theorie, menschliches Verhalten sei ausschließlich durch altruistische Muster geprägt, männliche Verhaltensweisen in ein unvoreilhaftes Licht und nimmt ihren Bedürfnissen die Legitimation.

Menschen sind interessante Wesen; nicht nur der einzigartige Charakter eines jeden Individuums, sondern auch sein werden. Ein Mensch ist meist eine Mischung aus Altem und Neuem – einerseits wirken gesellschaftliche Strukturen und Traditionen auf den Charakter und die Identität, andererseits ist auch immer Raum für spontane und kreative Veränderungen – weil Gesellschaft eben nicht planbar ist. Die Missachtung des Mannes sowie der von ihm ausgeführten Tätigkeiten, die wir in der Gesellschaft erleben, fußt also auf einem Zusammenspiel von historisch gewachsener Subordination und wissenschaftlicher sowie politischer Fortschreibung genannter Subordination bzw. einer Geringachtung der aus ihr erwachsenen Ungleichgewichte.

## **5. Analyse**

Im folgenden Abschnitt wird zuerst auf die Diskussion im Rahmen des Schreibprozesses des Gedankenexperiments eingegangen, um so erste Schlüsse über in der Gesellschaft verankerte soziale Normen, wie Vorstellungen zu gewinnen. Danach sollen die gewonnenen Einsichten durch die Analyse eines Fragebogens, der zur Lektüre des Gedankenexperiments gereicht werden soll, bereichert werden um so,

die eingangs gestellte Forschungsfrage beantworten zu können. In diesem vorläufigen Paper-Entwurf werden erste Überlegungen zum Fragebogen-Design vorgestellt.

## 5.1. Das Counterfactual

Die Komplexität, die mit der Vorstellung einer alternativen Geschichtsschreibung und den daraus resultierenden Folgen verbunden ist, zeigte sich bereits zu Beginn der vorliegenden Arbeit. Schon in den Entwurfsstadien gab es Dissens darüber, wie denn nun eine alternative Welt aussieht, auszusehen hätte oder aussehen sollte. Wo beginnt man, wenn man die Geschichtsschreibung ändert? Welche Daten und Fakten bleiben, welche müssen gehen? Welche normativen und tief verwurzelten Vorstellungen gilt es zu hinterfragen und haben die Autorinnen überhaupt Zugang zu diesen? Bereits diese “Vordiskussionen” und Überlegungen liefern einen fruchtbaren Boden zur Analyse. Durch das Experiment haben sich Fragen offenbart, die wir so vorher nicht hatten – und genau das war auch Zweck des Gedankenexperiments. Das Nachdenken über solche Fragen hilft bei der Beantwortung der eingangs gestellten Forschungsfrage: werden Tätigkeiten *per se* bewertet oder erfolgt die Bewertung erst durch die Verknüpfung mit einem Geschlecht?

Um die Frage beantworten zu können, wurde eine **Arbeitshypothese** benötigt. Diese lautet, dass erst die Zuschreibung von Tätigkeiten in eine private und in eine öffentliche Sphäre – wobei die öffentliche Sphäre, die Sphäre repräsentiert, die Anerkennung und Sichtbarkeit generiert und somit dem dominanten, mächtigen Geschlecht vorbehalten ist – zur ungleichen Bewertung der Tätigkeiten führt. Somit stehen einmal herausgebildete ungleiche Machtbeziehungen an der Wurzel des Problems.

Es gibt drei zentrale **Annahmen** bzw. Prämissen, auf denen das Gedankenexperiment aufbaut. Erstens wurden eine Trennung sowie Zuschreibung von Tätigkeiten in eine öffentliche und in eine private Sphäre beibehalten. Ebenso wie in der patriarchalen Gesellschaft und wie schon in der Arbeitshypothese formuliert, repräsentiert die öffentliche Sphäre nach wie vor die anerkannte Sphäre bzw. werden Tätigkeiten, die in der öffentlichen Sphäre stattfinden, anerkannt. Die Öffentlichkeit ist weiterhin stark mit der Sichtbarkeit der Tätigkeiten verbunden. Tätigkeiten in der privaten Sphäre sind nicht sichtbar und (somit) auch nicht anerkannt. Zweitens bleibt die Geschlechterzuschreibung von ‘typisch männlichen’ und ‘typisch weiblichen’ Eigenschaften erhalten. Ein Beispiel für eine typisch männliche Eigenschaft wäre der Egoismus und für eine typisch weibliche Eigenschaft die Empathie. Drittens wird angenommen, dass die matriachale Geschichtsschreibung dazu führt, dass reproduktive Tätigkeiten nun in der öffentlichen Sphäre stattfinden und produzierende im Privaten.

Schon die Erarbeitung der Arbeitshypothese führte zu **Dissonanzen methodischer Natur**. Es steht die Frage im Raum, wieviel der Realität entfremdet werden darf und kann, um trotzdem nach wie vor valide Aussagen tätigen zu können. Man kann zum einen nur an einer Stellschraube drehen und die Veränderungen analysieren oder aber an mehreren. Führt erstes potenziell zu einer klareren Ableitung von Ergebnissen, so hat zweiteres das Potential tiefer liegende internalisierte Vorstellungen aufzudecken.



Aufgrund der Formulierung der Forschungsfrage sowie der narrativen Wirkungsfähigkeit wurde zugunsten einer erweiterten Entfremdung der Realität entschieden: Das Gedankenexperiment geht von einer weiblich dominierten Geschichtsschreibung, Rechtsprechung und Wissenschaft und damit einer historisch-matriarchalen Gesellschaft aus.

Zentral für die Diskussion rund um die Ausgangshypothese, war die Frage, ob es in einer Welt mit matriarchal geprägter Geschichtsschreibung nach wie vor *das* zentrale kapitalistische Koordinations- und Bewertungssystem gäbe: **Märkte**. Vermutlich spielen Märkte in der Arbeit eines/einer jeden Sozialforscher\*in eine wichtige Rolle, weil sie in kapitalistischen Strukturen nicht nur für das wirtschaftliche Leben, sondern für das gesellschaftliche Zusammenspiel maßgebend sind. Und so stellt sich die Frage, die sich allen Utopist\*innen stellt: wie funktionieren eine Welt und ein Zusammenleben ohne Märkte? Und noch genauer: soll und kann es eine Welt ohne Märkte geben? Der Beitrag zielt nicht auf eine Diskussion dieser grundlegenden Fragestellungen ab; es soll aber wiedergegeben werden, dass durch die Präsenz dieses Themas allein schon ausgedrückt wird, wie unvorstellbar Alternativen – wenn ausreichend durchdacht – zu einer kapitalistischen Ordnung sind. Da jedoch Ökonomen, Wissenschaftler und Politiker maßgebend an der Erschaffung eben dieser Ordnung (vgl. Polanyi 1944) beteiligt waren, und diese vorwiegend aus den Notwendigkeiten des industriellen Produktionssystems hervorgingen, welches wiederum auf die von Ökonomen propagierte Arbeitsteilung und Teilung der Gesellschaft in öffentliche und private Sphäre zurückzuführen ist, schien es unausweichlich, den Versuch, eine marktfreie Welt zu skizzieren, zu unternehmen. Die Autorinnen unterstellen damit implizit, dass das Patriarchat entscheidend zur Organisation der Gesellschaft entlang kapitalistischer Prinzipien beigetragen hat (und in diesem Punkt würden ihnen zahlreiche Marxistinnen beipflichten, vgl. Fedirici 2003). Dabei sei aber betont, dass sich aus dem vorgestellten Gedankenexperiment nicht ableiten lässt, ob eine matriachale Gesellschaft nicht auch zum Kapitalismus geführt hätte.

Im Experiment wird weiterhin von einer Trennung der öffentlichen und der privaten Sphäre ausgegangen, nur, dass die Tätigkeiten, die in respektive Sphäre fallen, vertauscht sind. Somit findet der Curarismus im Öffentlichen statt, der Kapitalismus im Privaten. Der Kapitalismus ist aber, genauso wie die Reproduktionstätigkeiten in der tatsächlichen Welt, essenziell, weil darin Güter produziert werden, die für das Überleben notwendig sind. Wie funktioniert nun aber der Austausch der Waren und Güter? Braucht es dazu wieder Märkte? Und würden sich diesen dann wieder materialisieren und sind dann per se öffentlich bzw. passieren im öffentlichen Raum? Oder reicht einfach ein anderer Allokationsmechanismus? Oder braucht es gar gar keinen Austausch mehr? Vorstellbar ist das Herausbilden öffentlicher Märkte, die jedoch bezüglich der Gesellschaft nicht den Grad an Wirkungsmächtigkeit erreichen, den sie im Kapitalismus innehaben – präkapitalistische Märkte gemäß Polanyi die treffender als Tauschmärkte bezeichnet werden können. Gleichzeitig werden in der heutigen Gesellschaft sehr wohl auch Dienstleistungen in Bezug auf Care-Tätigkeiten getauscht (bspw. Kinderbetreuung) und dieser Tauschhandel findet überwiegend im Privaten statt. Es bleibt also offen, ob sich Märkte herausbilden oder nicht. Die ihnen im Kapitalismus zugeschriebene Bedeutung erlangen sie jedoch nicht. Grundsätzlich stellt sich in einer wie oben

beschriebenen Welt auch die Frage nach der Aufteilung der Tätigkeiten entlang der gewohnten Trennlinie von (Erwerbs-)arbeit und Freizeit. Die Ausführung verschiedener Tätigkeiten in einem gemeinschaftlich organisierten Kollektiv ohne Leistungsanspruch und Forderungen nach Gegenleistungen könnte auch das Ende der eindeutigen Unterscheidung von Arbeit und Nicht-Arbeit im herkömmlichen Sinne bedeuten.

Mit Märkten essenziell verbunden ist der **Preismechanismus**. Im Kapitalismus, der auf der Akkumulation von Kapital aufbaut, ist der Preismechanismus nicht nur zentral für die Koordination der Produktionsgüter, sondern er definiert durch seinen Allokations- und Verteilungscharakter auch Wert. Menschen im Kapitalismus definieren sich darüber, wieviel sie verdienen, was sie sich leisten können und welche Güter sie besitzen. Und das tun sie deswegen, weil diese Dinge ihnen Status und somit **Anerkennung** verleihen (sollen). Gemeinhin bekannt ist die Forderung von Frauen in Care-Tätigkeiten nach mehr Anerkennung. Diese Forderung resultiert zum einen aus der nicht-Sichtbarkeit der Tätigkeit aber zum anderen auch aus der nicht-pekuniären Anerkennung (ganz zu schweigen von der Abhängigkeit, in die sie das Fehlen ebendieser bringt). Wenn also nicht mehr pekuniär, da es keine Märkte und somit keinen Preismechanismus gibt, woher dann Anerkennung? Sollte es jedoch nach wie vor Entlohnung geben, aber keinen Kapitalismus mehr (ist so etwas realistisch oder vorstellbar?) ist dann die Anerkennung nach wie vor so eng an die Entlohnung geknüpft? Wenn wir davon ausgehen, dass die matriachale Geschichtsschreibung nicht zu Kapitalismus wohl jedoch zu einem System der Entlohnung geführt hat (wobei eben offen bleibt, was genau den Kapitalismus hier kennzeichnet und ob nicht Lohnarbeit ein zentraler Bestandteil davon ist) und diese Entlohnung nach wie vor an Anerkennung geknüpft ist, so gibt uns die Tatsache, dass Tätigkeiten, die in der öffentlichen Sphäre stattfinden und somit der Entlohnung zugänglich sind, wenig Aufschluss darüber ob Tätigkeiten per se unterschiedlich bewertet werden; sie bestätigt sehr wohl aber unsere Arbeitshypothese, dass Machtverhältnisse für die ungleiche Anerkennung von Tätigkeiten verantwortlich sind. Daher baut das Gedankenexperiment auf einer Welt ohne Preismechanismus und somit Entlohnung auf und letzten Endes auch auf Curarismus.

Daraus ergibt sich der nächste Punkt: braucht es weiterhin **Wettbewerb**? Wettbewerb wird als zentrales Mittel für eine effiziente Güterverteilung und -produktion verwendet, mit dem Zusatz, dass genannte Güter der Knappheit unterworfen sind (Lionel Robbins). Da „Care-Güter“ jedoch keiner Knappheit unterworfen sind und von einer großflächigen Produktion materieller Güter abstrahiert wird, ist es fraglich, ob der Wettbewerb als Mechanismus nach wie vor benötigt wird. Weiteres kreiert Wettbewerb durch die Bewertung, die er automatisch vornimmt, Differenzen. Diese Differenz wiederum wird in Hierarchien übersetzt, die selbst wieder eng mit Anerkennung verknüpft sind.

Die enge Verflechtung von Markt, Preis und Wettbewerb würde dafürsprechen, dass Wettbewerb in dem skizzierten Curarismus keine Bedeutung haben würde.

Setzen jedoch Wettbewerbsmechanismen aus, bedeutet dies keineswegs, dass es keine Unterschiede mehr in der Gesellschaft gibt. In kollektiven Verbänden wird es immer Unterschiede geben, weil Menschen eben nicht gleich sind. Werden diese Unterschiede jedoch keiner Bewertung mehr unterzogen, sondern lediglich einem Vergleich, ist damit auch keine unterschiedliche Anerkennung oder mit unterschiedlich viel Macht

verknüpfte hierarchische Positionen verbunden. Ist solch ein Zustand möglich? Wenn ja, dann scheint er einer Gleichbehandlung recht nahe zu sein. Dieser Punkt führte nicht zuletzt deswegen zu vermehrten Diskussionen, weil die Frage danach, ob **Hierarchien** notwendig oder „natürlich“ sind, eng damit verknüpft ist. Wieder scheint dies eine Frage zu sein, die sich Utopist\*innen häufiger stellen. Ist eine Organisation der Gesellschaft vorstellbar, die nicht diskriminatorisch alle gleichermaßen anerkennt und wie stark ist die Leistung des/der einzelnen mit eben dieser Anerkennung verknüpft? Reicht es, zu existieren, um Anerkennung zu erfahren? Und nehmen Menschen automatisch eine Bewertung vor, oder ist dies eine Folge der Sozialisierung im Kapitalismus? In dem Gedankenexperiment wird eine Welt skizziert, in der es sehr wohl eine Hierarchie zwischen den Geschlechtern gibt, die auch mit einer unterschiedlichen Bewertung und Behandlung einhergeht. Dieser Punkt ist jedoch dem Illustrationswillen und genannten Stellschrauben geschuldet. Auf der Ebene des Curarismus, sprich unter den Frauen, wurde in dem Experiment der Versuch unternommen, einen Hierarchie-freien Raum zu schaffen, der alle Mitglieder gleich anerkennt und jedem das gleiche Maß an Mitsprache und Letzten Endes Macht zuspricht.

Daraus ableitend, stellt sich natürlich auch die Frage danach, was Anerkennung ist. Ist **persönliche Anerkennung dasselbe wie gesellschaftliche**? Es ist grundsätzlich davon auszugehen, dass dies zwei unterschiedliche Arten der Anerkennung sind, die beide jedoch immens wichtig sind. Es wäre jedoch vorstellbar, dass in einer Welt wie oben beschrieben die persönliche mit der gesellschaftlichen Anerkennung zusammenfällt. Dies würde womöglich auch mit einer Auflösung der privaten Sphäre zu Gunsten des Kollektivs einhergehen. Individualismus würde gemeinschaftlichen Prinzipien weichen und der Drang nach persönlicher Verwirklichung einem größeren, gemeinsamen Ziel unterstellt werden – oder aber auch friedlich co-existieren. Wenn mit Curarismus andere Prinzipien und Werte, wie Solidarität, Empathie, Altruismus einhergehen, wäre es dann nicht denkbar, dass sich gesellschaftliche Anerkennung durch persönliches Feedback ausdrückt? Woran wird gesellschaftliche Anerkennung im Kapitalismus gemessen? An der Position im Beruf oder der Macht, die dieser innewohnt – Hierarchie also? Oder an der Menge an Kapital, die erwirtschaftet werden kann? Im Gedankenexperiment fallen diese Dinge weg und fordern daher wieder die Auseinandersetzung mit noch nicht gedachten Alternativen.

Ein weiterer Diskussionspunkt war eine der zentralen Errungenschaften des Kapitalismus: technologischer **Fortschritt**. Fallen all die inner-kapitalistischen Mechanismen, wie Wettbewerb, und Anreize, wie Kapitalakkumulation, weg, stellt sich die Frage, wie sich wirtschaftliche Entwicklung gestaltet und verwirklicht. Gibt es den “constant threat” von Mitbewerbern nicht mehr, worauf fußt dann der Fortschritt? Andererseits steht die Reproduktion im Mittelpunkt, für die technologischer Fortschritt sowie die Produktion **komplexer Güter** potenziell eine untergeordnete Rolle spielen. Es stellt sich also die Frage, ob für das Ausführen der reproduktiven Tätigkeiten komplexe Güter benötigt werden, und falls ja – was in einem medizinischen Kontext beispielsweise durchaus Sinn machen würde – wie diese hergestellt werden. Die im Kapitalismus wirkende Anreizstruktur, die unter anderem auch technologischen Fortschritt mitveranlasst, fußt auf der Institution des **Privateigentums**. Auch darüber wurde im Vorfeld diskutiert, wenn auch nur am Rande: hier scheint die Vorstellungskraft an ihre Grenzen zu gelangen. Tatsächlich ist es

schwer vorstellbar, wie eine Gesellschaft ohne Privateigentum verwaltet werden würde. Im Gedankenexperiment sind Ressourcen für öffentliche Reproduktionsarbeit sowie für private Produktionstätigkeit Allgemeingüter. Da es keine systemische Profitmaximierung sowie keine aktive Konsumgesellschaft gibt, weil Produktion nur im Privaten stattfindet und es somit auch keine Massenproduktion gibt, werden Ressourcen nur nach Bedarf verbraucht. Angesprochen wurde auch eine zentrale Verwaltung der Ressourcen und ein von den Frauen gesteuertes System der Distribution. Dadurch ergibt sich unter anderem auch ein anderes Knappheitsverständnis, das mit den oben beschriebenen Gegebenheiten des Marktes nicht kompatibel ist.

Zu guter Letzt, wurden normative Bewertungen zur **Gerechtigkeit** diskutiert und es stellte sich die Gretchenfrage: ist eine matriachale Gesellschaft automatisch gerechter als eine patriarchale? Natürlich ist hierfür das Gerechtigkeitsverständnis ausschlaggebend. Wenn man von einem utilitaristischen Verständnis ausgeht, so müsste man den Zugewinn sowie die Verluste aufwiegen. Eine mögliche Antwort wäre somit "ja", da in dem Gedankenexperiment zumindest die Frauen untereinander gleichgestellt werden und im Kapitalismus alle miteinander im Wettbewerb stehen und hierarchischen Strukturen unterstellt sind. Gleichzeitig wurde diskutiert, ob Männern in der im Gedankenexperiment skizzierten Welt nicht der Sklavenstatus zugeschrieben werden kann. Es gibt formal natürlich keine Besitzstrukturen, daher kann es sich auch nicht um Sklaven handeln. Gleichzeitig ist der freie Wille der Männer deutlich eingeschränkt und von den Frauen abhängig, ähnlich und wahrscheinlich noch drastischer als der Wille der Frauen im realen Kapitalismus von Männern abhängt. Unter Berücksichtigung dieses Umstands ist es fraglich, ob solch eine Welt gerechter wäre. Die Autorinnen kamen zu dem Schluss, dass eine matriachale Gesellschaft zwar das Potential besitzt, gerechter zu sein, es aber nicht sein muss, wie das Gedankenexperiment zeigt. Davon abgesehen gelten die heutigen Bemühungen um die Gleichstellung zwischen Mann und Frau nicht einer Hinwendung zum Matriarchat, sondern eben genau einer Gleichbehandlung beider Geschlechter.

Die Einsichten, die bereits durch Diskussionen zwischen den Autorinnen gewonnen wurden, sind vielfältig und in der Natur der Sache komplex. Sie sollen in einem nächsten Schritt durch die Analyse eines Fragebogens, der zur Lektüre des Gedankenexperiments gereicht wurde, ergänzt und substantiiert werden. Erste Überlegungen zu diesem Fragebogen sollen im nächsten Kapitel vorgestellt werden.

## 5.2. Fragebogen

Aufbauend auf den Überlegungen im Zuge des Gedankenexperiments soll ein standardisierter Fragebogen erstellt werden, der nach Lektüre des Gedankenexperiments auszufüllen ist. Mit Hilfe des Fragebogens soll der erste Eindruck nach dem Lesen des Textes, jedoch auch der sozio-ökonomische Hintergrund der Lesenden und ihre Einstellung zu den beschriebenen Tätigkeiten sowie Gender-Normen erhoben werden. Ziel ist es anhand des Fragebogens die Persistenz von sozialen Normen, deren emotionale Verankerung

und den Zusammenhang von jenen Emotionen mit dem sozio-ökonomischen Hintergrund der Personen näher zu beleuchten.

Der Fragebogen soll aus drei unterschiedlichen Sektionen bestehen. Zuerst werden die Emotionen, die unmittelbar bei bzw. nach der Lektüre entstehen abgefragt. Zu diesem Zweck wird zuerst die allgemeine Wirkung des Gedankenexperiments anhand einer offenen Frage nach den Emotionen, die beim Lesen entstanden sind, erhoben (“Welche Emotionen sind bei Ihnen während der Lektüre des Gedankenexperiments entstanden?”). Dann werden Fragebatterien erstellt, die anhand von Likert-Skalen die “Irritation” von unterschiedlichen Aussagen, wozu jeweils noch einmal bestimmte Sätze des Gedankenexperiments vorgestellt werden, sowie andere Emotionen (etwa “Wut”, “Unwohlsein”, “Belustigung”, etc.) abfragen. In einem zweiten Schritt werden die sozio-ökonomischen Merkmale erhoben (Geschlecht, Alter, Einkommen, Bildungsgrad, Beruf, etc.). Zuletzt werden die persönliche Einstellung zur Wertigkeit von bestimmten Tätigkeiten in der Gesellschaft sowie die damit verbundenen Gender-Zuschreibungen erhoben. Dabei wird auf die unterschiedlichen im Gedankenexperiment vorkommenden Formen der Reproduktionsarbeit (Haushalt, Kochen, Kindererziehung, Pflege, Medizin) sowie die vorkommenden Formen von ‘produktiver’ Arbeit eingegangen.

Das Fragebogen-Design soll dazu beitragen, dass der Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung bzw. der Wirkung des Gedankenexperiments, sowie dem sozio-ökonomischen Hintergrund und der allgemeinen Einstellung zur Wertigkeit von Tätigkeiten sowie der Stärke von Gender-Normen beleuchtet wird. Dazu soll eine möglichst diverse Zielgruppe mit dem Gedankenexperiment sowie dem Fragebogen konfrontiert werden.

## 6. Conclusio

Die vorliegende Arbeit hatte zum Ziel, die Frage zu beantworten, ob die geringe Anerkennung von Tätigkeiten die überwiegend von Frauen verübt werden mit den Eigenschaften und Charakteristika die mit der Tätigkeit verknüpft sind zusammenhängt, oder ob sie von der Verbindung mit dem Geschlecht herrührt. Die Ausgangshypothese war, dass die Genese und Ausübung der männlich geprägten Nationalökonomie maßgeblich an der Herausbildung des heute wirksamen Anerkennungsmusters beteiligt ist. Nach einem grundlegenden Literaturüberblick, der zuerst die herrschenden Gegebenheiten der Nationalökonomie und das Fehlen des „Weiblichen“ darin reflektierte und dann auf die systematische Anerkennungsstruktur zwischen Mann und Frau fokussierte, deren Zusammenhang mit den Kategorien Öffentlich und Privat verknüpfte um sie dann mit Hanna Arendts Tätigkeitsverständnis und Axel Honneths Auffassungen zur Anerkennung zu ergänzen, folgte die eigentliche Analyse. Aufbauend auf den Erkenntnissen aus dem Literaturüberblick wurde ein Gedankenexperiment verfasst, dessen Ziel es sein sollte, durch das Nachdenken über eine alternative matriarchal-geprägte Geschichtsschreibung Einsichten

zu der eingangs gestellten Frage zu erlangen. Dabei wurde vorweg die Hypothese vertreten, dass nicht Tätigkeiten per se weniger anerkannt sind, sondern die Verknüpfung mit einem Geschlecht kombiniert mit einer ungleichen Machtverteilung zwischen Mann und Frau zu einer geringen Anerkennung führt. Gleichzeitig wird der männlich geprägten Wissenschaft der Nationalökonomie eine bedeutende Rolle zugesprochen, indem sie etablierte Machtbeziehungen durch eine Trennung der Gesellschaft in Öffentlich und Privat weiter fortschreibt. In diesem Sinne, nahm das Experiment das Resultat gewissermaßen schon vorweg. Nichtsdestotrotz scheint es den Autorinnen als gerechtfertigt, da die reine Vorstellbarkeit einer „verdrehen“ Geschichtsschreibung und deren Konsequenzen sowie die Fragen, die sie aufwirft, ungleiche Machtbeziehungen an der Wurzel des Problems indizieren und somit einen den Tätigkeiten inhärenten Grad an Anerkennung ausschließen. Die Beschreibungen Honneths untermauern diese Feststellung, da Anerkennung erst durch Beziehung entsteht. Auch Hanna Arendt plädiert für eine Kombination der Charakteristika der Tätigkeiten mit einer historisch gewachsenen Zuordnung in Öffentlich und Privat. Dieses vorläufige Ergebnis sowie die gesamte Analyse werden von der finalen Ausgestaltung und Auswertung des Fragebogens profitieren, der gegebene Arbeitshypothese substantiieren oder gegebenenfalls falsifizieren soll, jedenfalls aber eine grundlegendere Einsicht bietet.

## 7. Literatur

- Arendt, H. (1960/1998). *Vita activa oder vom tätigen Leben*. München: Verlag Piper.
- Aristoteles (1998). *Politik: Schriften zur Staatstheorie*. Stuttgart: Reclam Verlag.
- de Beauvoir, S. (1949/1984). *Das andere Geschlecht*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Biesecker, A., & Hofmeister, S. (2010). Im Fokus: Das (Re) Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re) Produktivität. *Gender and economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51-80.
- Elson, D. (1993). Feministische Ansätze in der Entwicklungsökonomie. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 23(93), S. 529-550.
- Federici, S. (2003). *Caliban and the Witch: Women, the Body and Primitive Accumulation*. New York: Autonomedia.
- Folbre, N. (1995). "Holding hands at midnight": The paradox of caring labor. *Feminist Economics* 1(1), S. 73-92.
- Gubitzer, L. (2011a). Was tun wir, wenn wir tätig sind? Dienste leisten. *Kurswechsel* 1, S. 91-105.
- Gubitzer, L., & Mader, K. (2011b). Care-Ökonomie. Ihre theoretische Verortung und Weiterentwicklung. *Kurswechsel* 4, S. 7-21.
- Gubitzer, L. (2012). The 5-sector model of the economy. *Vienna, Austria: University of Vienna*. url: <https://www.wu.ac.at/fileadmin/wu/d/i/vw3/5sector.pdf> (last access 28.9.2021).
- Hausen, K., & Wunder, H. (1992): Einleitung. In: *Frauengeschichte Geschlechtergeschichte*. Hausen, K. & Wunder, H. (Hg.). Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Hausen, Karin. (2003): Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay. In: *Zwischen Vorderbühne Und Hinterbühne*. Theresa Wobbe (Hg.). Bielefeld: transcript Verlag.
- Hausen, K. (2020). Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die

- Geschichte der Geschlechterbeziehungen. In: *Feministische Theorie und Kritische Medienkulturanalyse: Ausgangspunkte und Perspektiven*. T. Thomas & U. Wischermann (Hg.). Bielefeld: transcript Verlag, S. 263 – 268.
- Honneth, A. (1994). *Kampf um Anerkennung: zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2003). Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: *Umverteilung oder Anerkennung? eine politisch-philosophische Kontroverse*. Fraser, N. & Honneth, A. (Hg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 129 – 225
- Honneth, A. (2005). *Verdinglichung: eine anerkennungstheoretische Studie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mader, K., & Schultheiss, J. (2011). Feministische Ökonomie: Antworten auf die herrschenden Wirtschaftswissenschaften?. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 41(164), S. 405-422.
- Mader, K. (2013) Feministische Ökonomie – die "Krisengewinnerin"? Oder: der "Economic Man" in der Krise?. *Kurswechsel* 4. S. 6-16.
- Madörin, M. (2010) Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. *Gender and economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81-104.
- Maier, F. (1993). Homo Oeconomicus: Zur geschlechtsspezifischen Konstruktion der Wirtschaftswissenschaften. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 23(93), S. 551-571.
- Michalitsch, G. (2002). Engendering Economics. *Kurswechsel* 1, S. 10-21.
- Mies, M. (1988). Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: *Frauen, die letzte Kolonie: zur Hausfrauisierung der Arbeit*. Bennholdt-Thomsen, V., Mies, M. & von Werlhof, C. (Hg.). Reinbek bei Hamburg : Rowohlt, S. 164-193.
- Nelson, J. & Ferber, M. (2009) Introduction: The social construction of economics and the social construction of gender. In: *Beyond economic man*. Nelson, J. & Ferber, M. (Hg.). Chicago: University of Chicago Press, S. 1-22.



Polanyi, K. (1944). *The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time*. Boston: Beacon Press.

Rauschenbach, B. (2012). Der Wert des (sozialen) Geschlechts: Geschlechterökonomie, Geschlechterkultur, Geschlechterstruktur. *gender...politik...online*. url: [https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol\\_theorie/Zeitgenoessische\\_ansaetze/Der\\_Wert\\_des\\_sozialen\\_GeschlechtsGeschlechter\\_konomie\\_Geschlechterkultur\\_Geschlechterstruktur/rauschenbach-final-6-12.pdf](https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/Der_Wert_des_sozialen_GeschlechtsGeschlechter_konomie_Geschlechterkultur_Geschlechterstruktur/rauschenbach-final-6-12.pdf) (last access: 28.9.2021).

Smith, A. (1776). *An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations: Volume One*. London: printed for W. Strahan; and T. Cadell.

Wischermann, U. (2020). Privatheit und Öffentlichkeit in feministischer Theorie. In: *Feministische Theorie und Kritische Medienkulturanalyse: Ausgangspunkte und Perspektiven*. Thomas, T. & Wischermann, U. (Hg.). Bielefeld: transcript Verlag, S. 243-257. <https://doi.org/10.14361/9783839440841>.